

# Wessen Erinnerung? Wessen Zukunft?

Eine Replik auf Maximilian Liebmann und Rainer Bucher

■ MATTHIAS OPIS

Die beiden Theologieprofessoren Maximilian Liebmann, emeritierter Ordinarius für Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz, und Rainer Bucher, ebendort seit dem Jahr 2000 Vorstand des Instituts für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie, haben am 23. Juli dieses Jahres in der „kathpress“ (Tagesdienst Nr. 172, S. 11–14) unter dem Titel „Erinnerung und Zukunft“ einen Text veröffentlicht, der in der letzten Ausgabe von „Quart“ (Nr. 3/2008, S. 28–30) unter der zugespitzten Überschrift „Vom Führerprinzip zur Partizipation. Ein Ausweg aus der kirchlichen Lähmung?“ erneut und unverändert abgedruckt wurde. Mit der nachfolgenden Replik reagiert Matthias Opis, Historiker und Präsidiumsmitglied des Katholischen Akademikerverbandes Österreich, auf die in diesem Text formulierten Thesen.



Matthias Opis, Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Germanistik in Frankfurt/M., Wien und München. Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Styria Medien AG, Graz.

## Formal fragwürdig

Die von Maximilian Liebmann grundlegende „Erinnerung“ an die im „Ständestaat“ formulierte „Pastoraldoktrin“, wie er es nennt, bildet die Hintergrundfolie für die pastoraltheologischen Zukunftsvisionen von Rainer Bucher; zumindest darf man aufgrund der jeweiligen Forschungsschwerpunkte und Publikationen der beiden Professoren von dieser Arbeitsteilung ausgehen, wenngleich beide, dokumentiert durch die „Wir“-Formulierung, für den Gesamttext verantwortlich zeichnen. Selbst wenn man zugesteht, dass eine Verknappung und Zuspitzung von Inhalten der Thesenbildung und dem Versuch, eine Debatte anzustoßen, grundsätzlich gut tun, so sollten dabei doch Genauigkeit und Form eingehalten werden, was hier entweder vernachlässigt oder zu Gunsten der Provokation missachtet wurde. Im Hinblick auf den ersten Teil des zur Diskussion stehenden Textes sind vorab drei formale Einwände anzumelden.

1. Die gesamte Argumentation, die implizit beansprucht, die vorherrschende pastorale Theologie und Praxis in Österreich nicht *in*, sondern *seit* den 1930er-Jahren zu skizzieren – „Die alte klerikale, undemokratische Pastoraldoktrin der

Vorkriegszeit ist nicht wirklich überwunden“ –, stützt sich auf eine einzige Quelle, nämlich die Dokumentation der vierten Wiener Seelsorgertagung, die vom 2. bis 4. Jänner 1935 stattfand und deren Referate im selben Jahr im Seelsorger-Verlag als Buch erschienen sind. Danach ist, so wie die beiden Autoren ihren Text aufgesetzt haben, offenbar nichts Wesentliches mehr passiert. Erinnerung, Vergessen und Verdrängen liegen bekanntlich nahe beieinander. Eine einzige Quelle sprudelt unkommentiert und erklärt den Lauf der Welt. *Das ist nicht Geschichtswissenschaft, sondern Geschichtspolitik.*

2. Die so genannte „Erinnerung“ verschanzt sich hinter historischen Zitaten, deren Autoren nicht genannt und deren Inhalte nicht in den zeitgenössischen Kontext gestellt, sondern aus diesem herausgelöst und isoliert wiedergegeben werden. Die Lektüre der Zitate wird damit primär von der Intention und Tendenz des Papiers – „Analyse der pastoralen Situation in Österreich“ – gesteuert, d. h. die (vermeintliche) Aktualität der Aussagen überlagert ihren historischen Charakter. Ein derartiges Verfahren trägt nichts zu einem echten Verständnis bei; es spielt mit Assoziationen und Ressentiments.

*Das ist nicht Quellenkritik, sondern Quellenpositivismus.*

3. Hinzu kommt, dass die einzelnen Zitate aus der erwähnten Dokumentation der Seelsorgertragung ausnahmslos (!) nicht konsistent, sondern konstruiert sind, d.h. Satz für Satz aus unterschiedlichen Zusammenhängen zusammengestückelt wurden, was in der Wiedergabe aber weder ersichtlich ist noch offen gelegt wird. Als Beispiel: unter der Überschrift „Die Pfarrgemeinde wird idealisiert“ sind Aussagen des Pfarrers und Zisterzienserpaters Ferdinand Bruckner wiedergegeben, dessen einzelne Sätze aber aus vier verschiedenen Passagen seines Referats bei der Seelsorgertagung von 1935 stammen.<sup>1</sup> Vollends problematisch wird diese „Schnitt-Technik“ der Quellenwiedergabe, wenn dabei etwa Relativierungen der Aussage „verloren gehen“ (Beispiel: „Im Wesen der Pfarrgemeinde liegt die geistig-religiöse, personale und territoriale Totalität.“ Weggelassen wurde die Fortsetzung nach dem Semikolon: „wenigstens theoretisch und grundsätzlich; wenn auch im Leben nie ganz verwirklicht.“)<sup>2</sup> Auch bei den anderen Zitaten wurde in ähnlicher Weise verfahren, die entsprechenden Nachweise lassen sich jederzeit erbringen. *So wird nicht Geschichte geschrieben, sondern Geschichte gemacht.*

die Anregung des Schweizer Historikers Urs Allematt, den Katholizismus doch auch von unten und von innen zu erforschen, bislang kaum aufgenommen, geschweige denn umgesetzt.<sup>3</sup>

Für den hier diskutierten Zusammenhang zeigt selbst ein bloß oberflächlicher Überblick über die Situation in den Pfarren während der 1930er-Jahre, dass dort die Reaktionen auf die Einführung der Katholischen Aktion sehr unterschiedlich ausfielen und dass von einem durchschlagenden oder gar flächendeckenden Erfolg dieses „Top down“-Prozesses keine Rede sein kann. Das Ordinariat war (damals schon!) weit entfernt. So findet sich etwa im obligatorischen Jahresbericht über den Stand der KA, den der Pfarrer von St. Marein b. Pickelbach im Jänner 1936 an die Diözesanstelle der Katholischen Aktion in Graz sendete, der lapidare Satz: „Was geschehen ist, wäre nämlich auch ohne Organisation der Kath. Aktion geschehen und soll darum nicht aufgezählt werden.“<sup>4</sup> Die Schwierigkeiten bei der Implementierung der Katholischen Aktion waren den leitenden Personen durchaus bewusst, was Kardinal Innitzer in seiner Eröffnungsrede bei der Seelsorgertagung 1935 auch offen ansprach: „Gedeihliche Lösungen können nicht vom grünen Tisch, sondern nur durch einsichtsvolle und vom besten Willen beehrte brüderliche Zusammenarbeit erzielt werden.“<sup>5</sup>

1) Vgl. Ferdinand Bruckner: *Die Jugendfrage, in: Katholische Aktion und Seelsorge. Referate der vierten Wiener Seelsorgertagung vom 2.–4. Jänner 1935, Wien 1935, S. 71–97; die „Satz-Teile“ des bei Liebmann/Bucher wiedergegebenen Zitats finden sich (in dieser Reihenfolge) auf den Seiten 77, 82, 87 und 72.*

2) Ebenda, S. 87.

3) Vgl. das für die internationale Katholizismusforschung bahnbrechende Werk von Urs Allematt: *Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert, 2. Aufl., Zürich 1991.*

4) Diözesanarchiv Graz – Ordinariatsakten (Altbestand), *Katholische Aktion (Jahresberichte) 1934–1937.*

5) *Eröffnungsansprache. Gehalten von Sr. Eminenz Kardinal Dr. Theodor Innitzer, in: Katholische Aktion und Seelsorge (wie Anm. 1), S. 11–14, Zitat S. 13.*

## Geschichte von oben

Bei der Lektüre des Thesen- und Forderungskatalogs gewinnt man den Eindruck, dass die beiden Autoren einem Verständnis von Kirche und Katholizismus verhaftet bleiben, von dem sie vorgeben, es zu kritisieren. Wie sonst ist es zu erklären, dass der inkriminierte Pastorkatholizismus ausschließlich in der bischöflichen Diktion und in theologischen Reflexionen von Klerikern zur Sprache kommt, während Quellen, die die Situation an der kirchlichen Basis schildern könnten, oder Stimmen von katholischen Laien verschwiegen werden. Das in Österreich vorherrschende Konzept von kirchlicher Zeitgeschichte hat

## Schwarz-Weiß-Malerei

Die in dem Thesepapier skizzierten „Strukturen der autoritären ‚Pastoraldoktrin‘“ sind die unveränderte Neuauflage eines von Maximilian Liebmann seit über 40 Jahren (!) wiederholten Argumentationsmusters, dessen Substrat, da nie durch neue Quellen und Erkenntnisse angereichert, nach wie vor entsprechend dünn ist: die demokratischen katholischen Vereine seien in den 1930er-Jahren durch die undemokratische Katholische Aktion ersetzt worden.<sup>6</sup> Nun, ohne hier in die Behandlung dieser Frage detailliert einsteigen zu können: so schlicht liegen die Dinge nun wirklich nicht. Schon

die Gründung vieler katholischer Vereine in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verdankte sich nicht der freien Initiative von Laien, sondern ging auf den ausdrücklichen Wunsch und Willen von Klerikern zurück. Und auch die herausragende Stellung, die die Priester im Rahmen der Präsidieverfassung als gleichsam „geborene“ und nicht gewählte Leiter im katholischen Vereinswesen und dessen Alltag einnahmen, relativiert die allzu optimistische Zuschreibung, dieses sei demokratisch gewesen.

Umgekehrt wird man der Katholischen Aktion und ihrer dynamischen Entwicklungsgeschichte bei weitem nicht gerecht, wenn man im Blick auf die frühen Statuten ihren vermeintlich faschistoiden Charakter hervorkehrt, diesen ahistorisch auf Dauer festschreibt und diese für die kirchliche, gesellschaftliche und auch politische Kultur der Zweiten Republik so bedeutende Laienbewegung, etwa mit dem Hinweis auf das Führer- und Berufungsprinzip, pauschal als undemokratisch diffamiert. Erhard Busek hat zu diesem Punkt einmal festgestellt, übrigens ebenfalls als Reaktion auf die Liebmann'sche KA-Deutung, „dass man aufgrund der Nomenklatur allein nicht darauf schließen kann, was früher einmal war“.<sup>7</sup>

Mit dem Blick auf das Beispiel der steirischen KA nach 1945 lässt sich sagen, dass jene Persönlichkeiten, die dieser breiten, in der Bevölkerung verankerten Bewegung den Stempel aufgedrückt haben, zu einem guten Teil Laienkatholiken gewesen sind – angefangen von Hanns Koren und Max Pietsch, über Josef Krainer jun. und Josef Riegler bis hin zu Franz Küberl; als überzeugte Demokraten konnten sie in ihrer Tätigkeit für die KA wertvolle Erfahrungen und Kompetenzen erwerben. Nicht nur die Genannten, sondern viele ehren- und hauptamtliche Männer und Frauen in den Gliederungen und Werken der Katholischen Aktion haben im guten Einvernehmen mit den Diözesanbischöfen und den Geistlichen Assistenten den Katholizismus in der Steiermark wie in ganz Österreich auf den konziliaren Weg des Dialogs gebracht und dort bis in die Gegenwart begleitet.<sup>8</sup>

## Pastoral und Politik

Insbesondere die eben erwähnten Namen leiten über zu einem zweiten inhaltlichen Aspekt, der hier angesprochen werden muss, nämlich die schablonenhafte Gegenüberstellung von politischem Katholizismus und Pastorkatholizismus in den Thesen von Bucher und Liebmann. Die Formulierung „pastorieren statt politisieren“ ist dem Beitrag von Prälat Josef Weingartner bei der Seelsorgertagung von 1935 entnommen. Weingartners Ausführungen sind aus heutiger Sicht vor allem deshalb lesenswert, weil darin von Priestern und Laien einerseits die Kritikfähigkeit in Richtung katholischer Politik, andererseits die Offenheit und Aufmerksamkeit gegenüber politischen Gegnern eingefordert wird: „Verhimmelungen von Staatsmännern auf der Kanzel und schon gar taxfreie Heiligsprechungen halte ich bei aller berechtigten Begeisterung unter allen Umständen für verfehlt.“ Und: „Für den Seelsorger und für jeden Mitarbeiter am kirchlichen Apostolat ist daher ein gewisses, ja ich möchte lieber sagen, ein weitgehendes Verständnis für politisch Andersdenkende unerlässlich.“<sup>9</sup> Es sei durch nichts zu rechtfertigen, so Weingartner konkret, wenn Geistliche in der Kirche verkündeten, etwa Nationalsozialisten künftig die heilige Kommunion zu verweigern. So schwarz waren also selbst die katholischen 1930er-Jahre nicht, dass sie sich ausschließlich als negative Hintergrundfolie für alles Spätere eignen.

Dass der parteipolitische Katholizismus traditioneller Prägung ausgedient hatte, war tatsächlich kein Verlust, weil er die Strukturen des „Milieukatholizismus“ gepanzert hatte. Es ist allerdings ein fataler Kurzschluss, dem so genannten Pastorkatholizismus deshalb jegliche politische Wirksamkeit abzusprechen. Als ein gemeinsames Projekt von Priestern und Laien wirkte er doch zweifellos über die Grenzen des katholischen Milieus hinweg weit in einzelne gesellschaftliche Teilbereiche hinein; und immer wenn Dämme brechen, verändert sich die Lage auf beiden Seiten. Häufig ist hier in der innerkatholischen Diskussion eine mangelnde Trennschärfe

- 
- 6) *Erstmals vorgetragen bei einer Veranstaltung des Österreichischen Cartellverbandes im Herbst 1966 in Seggau, mit Bezugnahme auf die bereits mehrfach erwähnte „Schlüsselquelle“, die Seelsorgertagung von 1935. Seither von diesem Autor unzählige Male unverändert wiederholt. Vgl. Maximilian Liebmann: Zeitgeschichtliche Betrachtung der katholischen Verbände, in: Das Laienapostolat im Lichte des Konzils, o. O., o. J. [1967], S. 41–47.*
- 7) *Diskussionsbericht, in: Fritz Csoklich / Matthias Opis / Eva Petrik / Heinrich Schmudler (Hg.): ReVisionen. Katholische Kirche in der Zweiten Republik, Graz – Wien – Köln 1996, S. 58–64, Zitat S. 59.*
- 8) *Vgl. dazu Matthias Opis: Steirischer Katholizismus in moderner Gesellschaft. Tradition, Erosion, Transformation, in: Alfred Ableitinger / Dieter A. Binder (Hg.): Steiermark. Die Überwindung der Peripherie (= Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945), Wien – Köln – Weimar 2002, S. 409–475.*
- 9) *Josef Weingartner: Die Katholische Aktion im christlichen Staat, in: Katholische Aktion und Seelsorge (wie Anm. 1), S. 98–104, beide Zitate S. 103.*

■ Die Geschichte des politischen Katholizismus in der Zweiten Republik ist noch nicht geschrieben.

zwischen den Begriffen parteipolitischer und politischer Katholizismus festzustellen. Die Geschichte des politischen Katholizismus während der Zweiten Republik ist im Grunde genommen noch nicht geschrieben worden und stellt ein vornehmes Desiderat der historischen Forschung dar. Faktum ist, dass das als Katholische Aktion organisierte Laienapostolat in dieser Geschichte eine ähnlich wichtige Rolle spielt wie die Caritas – beides Initiativen, die jenseits der Parteipolitik, wohl aber als deren Partner und Korrektiv, je eigene gesellschaftspolitische Profile entwickelten, die heute womöglich stärker denn je gefragt sind.

Der Charme des Experimentellen ...

Was die von Bucher und Liebmann skizzierten „Wege in die Zukunft“ betrifft, so kann ich, vor dem Hintergrund meiner eigenen katholischen Sozialisation, vieles nachvollziehen, manches auch unterschreiben. Wenn die Aneinanderreihung mancher Fragen streckenweise das Format eines Gewissensspiegels annimmt („Wie viel Neugier auf heutiges Leben gibt es an kirchlichen Orten? [...] Wie viel Ehrlichkeit gibt es gegenüber dem eigenen Leben?“), dann hat das durchaus einen Reiz, der die Phantasie zu beflügeln vermag. Ob sich die Ausführungen allerdings tatsächlich als „Einladung

zum Handeln“ eignen, wie es im Vorspann zur „kathpress“-Dokumentation hieß, wage ich zu bezweifeln. Zumindest wäre hier die Frage zu stellen, wer damit zum Handeln bewegt werden soll, wenn nicht die Kirchenleitung und die hauptamtlichen Funktionäre, denen das von den Autoren als den „jeweils Gestaltungsmächtigeren“ ja auch ins Auftragsbuch geschrieben wird. Und so beschleicht einen der Verdacht, dass in dem Diskussionspapier nicht nur die Geschichte, sondern auch die Zukunft der Pastoral ihre Impulse vor allem von oben erhält.

Dass es die engagierten Christinnen und Christen an der Basis, in Gemeinden, Projekten und Initiativen, die Kirchgänger/innen und Taufscheinkatholik/inn/en, gar die so genannten Lauen und Fernstehenden interessiert (und interessieren muss), ob und wie sich woanders als in ihrem konkreten Lebensumfeld Kirche ereignet (vgl. Forderung 3 des Papiers von Liebmann/Bucher), ist zwar wünschenswert, doch sehr fraglich. Vor dem Hintergrund meiner beruflichen Erfahrungen im Bereich katholischer Erwachsenenbildung kann ich dem Plädoyer für größere Experimentierfreude in unterschiedlichen Lebenssituationen sehr viel abgewinnen; ich bin überzeugt davon, dass hier noch vieles möglich ist und auch passieren wird. Warum sich aber gleich „alle“ pastoralen Orte permanent „neu erfinden“ müssen [Hervorhebungen von mir, M. O.], ist mir nicht einsichtig und ich stelle mir das – offen gestanden – für alle Beteiligten auch ziemlich anstrengend vor. Andererseits wage ich die Behauptung aufzustellen, dass in den meisten Fällen dort, wo sich Menschen im Geist des Evangeliums zusammenfinden, um sich „kreativ ins Spiel“ zu bringen, wie es in einer Bucher'schen Formulierung heißt, die geforderte Partizipation eine Selbstverständlichkeit ist und sich diese Menschen in ihrem Wollen und Handeln sicher nicht von „obrigkeitlichen Erlaubnisdiskursen“ abhängig machen oder gar aufhalten lassen.

... und die Kraft des Faktischen

Ich gehöre jener Generation an, die im Backlash nach dem Zweiten Vatikanum

Kairo. Illegal gebaute Elendsviertel an der Autobahn.  
© P. Pawlowsky



groß geworden und in die Kirche hineingewachsen ist. Das Schielen auf die goldenen Jahre hatte da schon aufgehört und auch die konziliare Euphorie war verpufft. Das hatte eine gewisse Illusionslosigkeit und Nüchternheit in Wahrnehmung und Ansprüchen zur Folge. Die in den Thesen benannten Spannungslinien zwischen Priestern und Laien, abgeschwächt auch zwischen Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, sind der kirchlichen Praxis schon lange strukturell vorgeschrieben, es gibt m. E. aber deutliche Anzeichen, dass sie blasser und von anderen Konfliktzonen überlagert werden. Größere Sorge bereitet mir persönlich die Diskrepanz zwischen jenen, die Kirche bloß verwalten und jenen, die Kirche leben und gestalten (wollen). Dieser Riss verläuft nicht entlang der genannten Statusunterschiede, sondern geht mitten hindurch durch das Volk Gottes. Es gibt genügend Menschen, die ihr kirchliches Engagement heute vorwiegend darin sehen, sich von Arbeit und anderen gut abgrenzen zu lernen, wobei darin nicht nur eine späte Quittung für die jahrzehntelange Ausbeutung von Ehrenamtlichen zu sehen ist, sondern auch eine Haltung, die aus falscher Scheu, Mitarbeitende zu verlieren, toleriert wird und deshalb Schule machen kann.

Weiters lässt sich eine Tendenz zur Ökonomisierung der Pastoral beobachten, die sich sowohl im Jargon als auch in unzähligen Strukturprozessen zeigt, mit denen die Kirche wieder näher an ihre „Kunden“ heran gebracht werden soll. Das Problem hierbei ist, dass – um im gängigen „wording“ zu bleiben – die „Markenpflege“ mit dem betriebenen „Marketingaufwand“ nicht Schritt hält. Mit Weihrauch und Werbung werden einerseits die Vorzüge vieler kirchlicher Angebote angepriesen, während das „Alleinstellungsmerkmal“ der kirchlichen Botschaft (früher hätte das „Proprium“ geheißen) sträflich vernachlässigt wird. Hier, in diesem Prozess der Gewichtsverlagerung (Ressourcenverschiebung) vom Stand- auf das Spielbein der kirchlichen Praxis, wäre meiner Auffassung nach die kritische Reflexion und Analyse durch die Pastoraltheologie dringend vonnöten.

Kein Verständnis habe ich dafür – noch dazu in einer Situation, in der die Märkte krachen und die Verunsicherung um sich greift –, wenn innerkirchlich die Schleifung oder Transformation historisch gewachsener und bei allen Schwächen auch bewährter Institutionen und Initiativen propagiert wird, zumal völlig unklar ist, was an deren Stelle treten soll. Während das KA-„Bashing“ schon eine lange Tradition hat (s.o.) und durchaus auch als Auszeichnung interpretiert werden darf (denn auch Feinde, noch dazu so treue, muss man erst einmal gewinnen), steht neuerdings die Pfarrgemeinde auf dem Prüfstand. Die Diktion erinnert dabei an jene des von den Autoren des Thesenpapiers so scharf kritisierten Kollegen Michael Pfliegler: nur jetzt ist nicht vom „Vereinsegoismus“, sondern vom „Gemeindeegoismus“ die Rede. Die Frage, ob die Gemeinden tatsächlich nicht mehr den „Ernstfall von Kirche“ darstellen, wie manche Interpreten aus der Pastoraltheologie meinen, wird vermutlich nicht am Schreibtisch entschieden werden, sondern eher – wie es Innitzer schon in den 1930er-Jahren anmerkte (s.o.) – „durch einsichtsvolle und vom besten Willen be-seelte brüderliche [heute würde man sagen: geschwisterliche] Zusammenarbeit“. Das „sentire cum ecclesia“ kennt jedenfalls keine Hierarchien, es wird auf verschiedenen Kanälen gesendet und empfangen.

■ Es gibt eine Tendenz zur Ökonomisierung der Pastoral, die sich sowohl im Jargon als auch in unzähligen Strukturprozessen zeigt.

Venedig. Ruinen der Industrieanlagen auf Giudecca.  
© P. Pawlowsky

